



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Lüscher, Kurt: Die ambivalente Unergründlichkeit von Familie. Ein Beitrag zum transdisziplinären Diskurs in soziologischer Perspektive. In: IZfK 9 (2022). 65-78.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-48c7-85e8

Kurt Lüscher (Konstanz)

Die ambivalente Unergründlichkeit von Familie Ein Beitrag zum transdisziplinären Diskurs in wissensoziologischer Perspektive¹

The ambivalent inscrutability of family. A transdisciplinary contribution from the perspective of sociology of knowledge

The particular relevance of family in human life and experience, which is addressed in family novels, is also evident in sociological studies. In what way can these views complement each other? The text is meant as a contribution to discuss this question, starting by presenting some statistical data on the contemporary diversity of individual and collective family behaviors. They are summarized in five theses focusing on an elaborated, open understanding of human generativity, i.e. the individual and the institutional shaping of generational relationships. These generalizations allow to build a bridge to studies on the family novel. I postulate that the commonalities of family sociology and family novel can be

¹ In Absprache mit der Redaktion lege ich dem ersten Teil meines Beitrags einen Essay zugrunde, der im Caritas Handbuch 2016 erschienen ist. Diese Form scheint mir gut geeignet, den transdisziplinären Diskurs über den Familienroman anzuregen. Angesichts dieser Form verzichte ich auf einen ausführlichen Anmerkungsapparat, sondern verweise auf meine familiensoziologischen Veröffentlichungen, die auf der Website www.kurtluescher.de als PDF abrufbar sind, ferner auf das in 17 Sprachen vorliegende Kompendium „Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik“. (www.generationen-compendium.de) – Die ausgewählten demographischen Daten im ersten Abschnitt habe ich mit der Unterstützung von Peter Bolliger und Patricia Zocco vom Bundesamt für Statistik (BFS) aktualisiert. Eine umfassende aktuelle Übersicht bietet der Statistische Bericht 2021 „Familien in der Schweiz“ des Bundesamts für Statistik, Neuchâtel, 2021.

seen in the critical dealing with notions of normality, the tense shaping of social relationships, and – consequentially – the dynamic search for personal and collective identities. These processes go hand in hand with experiences of ambivalence and practices to cope with them.

Keywords: family, generativity, ambivalence

In den Feldern der Literatur und des menschlichen Zusammenlebens nimmt Familie, und was damit gemeint ist, eine herausragende Stellung ein. Gleiches gilt für ihre wissenschaftliche Reflexion in den Literaturwissenschaften und der Soziologie. Was ist diesen Sichtweisen gemeinsam? Worin unterscheiden sie sich? Wie können sie sich ergänzen? In diesem Aufsatz stelle ich dazu einige Überlegungen in wissenssoziologischer Sichtweise zur Diskussion. Zu diesem Zweck präsentiere ich einleitend einige Daten zur aktuellen empirischen Mannigfaltigkeit familialer Verhaltensweisen. Diese fasse ich konzeptuell in fünf Thesen zusammen. Dann präsentiere ich im zweiten Teil Überlegungen zur Relevanz dieser Einsichten für den interdisziplinären Diskurs. Sie münden in drei allgemeine heuristische Postulate ein: In beiden Feldern geht es um die Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Normalität, um die Gestaltung spannungsreicher Beziehungen und um die Suche nach Identitäten. Dies ist verknüpft mit der Erfahrung von Ambivalenzen und den Umgang damit.

Prolog: Familien heute

Vergegenwärtigen wir uns vorab mit einigen Beispielen, worum es geht, wenn *heute* (wörtlich gemeint, also an einem ganz gewöhnlichen Tag wie eben heute) in der Schweiz von Familie die Rede ist.

- Es kommen 230 bis 240 Kinder zur Welt, etwa die Hälfte sind Erstgeborene. Es werden also 115 bis 120 neue Familien gegründet; ein Viertel der Mütter ist nicht verheiratet. In annähernd 6 Prozent der Familienhaushalte leben Kinder mit Behinderungen, etwa ein Sechstel unter ihnen ist stark eingeschränkt.
- In Spitälern und Kliniken werden 25 bis 30 Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen, etwa zwei bis drei davon bei 15- bis 19-Jährigen; weitere Abbrüche erfolgen in Arztpraxen.
- Etwa 15 bis 20 Paare unterziehen sich einer Behandlung zur künstlichen Befruchtung, die rund 7000 bis 10.000 Franken kostet, und sie hoffen, zu jenem Viertel zu gehören, deren Elternschaft zustande kommt.
- Ungefähr 20 Ehen mit unmündigen Kindern werden geschieden, oft einhergehend mit langwierigen rechtlichen Auseinandersetzungen, die mittelbar auch andere Familienangehörige miteinbeziehen.

- Es werden eine oder zwei gleichgeschlechtliche Partnerschaften eingetragen, etwas häufiger von Männern als von Frauen.
- Viele Mütter und Väter brechen morgens früh auf, um ihre Kinder in die Kita oder zu einer Tagesmutter zu bringen. Wenn dies, beispielsweise wegen einer plötzlichen Krankheit, nicht möglich ist, kann es schwierig werden.
- Menschen, die zu den “working poor” gehören, müssen sich Gedanken darüber machen, was sie für sich selbst, ihre Kinder und für weitere Angehörige zum Abendessen anbieten können.
- Eine nicht genau ermittelbare, anscheinend zunehmende Zahl von Eltern nehmen an Veranstaltungen der Elternbildung teil, suchen Rat bei Fachleuten oder lesen ein Buch über Erziehung.
- Es kommt zu Kindsmisshandlungen unterschiedlicher Art, deren Zahl sich jedoch kaum eruieren lässt.
- Etwa drei Menschen nehmen sich das Leben und mindestens vier bis sechs (Familien-)Angehörige sind davon betroffen.
- Notarinnen und Notare sitzen mit älteren Ehepaaren zusammen, um ein Testament aufzusetzen; allerdings geschieht dies nur rund bei einem Viertel der Erbfälle.
- Familien kommen als Flüchtlinge in der Schweiz an und ersuchen um Asyl; viele von ihnen sind traumatisiert.
- Alt und jung sind auf mannigfache Weise von den Auswirkungen von Corona betroffen, wobei in vielen Familien vorhandene Belastungen durch die Pandemie und durch die damit einhergehenden Massnahmen verstärkt werden.
- Jeden Tag sterben in der Schweiz etwa 25 Menschen im Alter unter 65 Jahren und etwa 160 Menschen, die älter sind. Jeder einzelne Todesfall hat mannigfache Auswirkungen auf Familienangehörige.

Wie können wir uns dieser Mannigfaltigkeit annähern, die von persönlichen Schicksalen handelt und die offen oder verdeckt mit Spannungen und widersprüchlichen Erfahrungen einhergeht? Wie können wir uns angesichts dieser Fülle darüber verständigen, was mit ‚Familie‘ gemeint ist, wie Familie heutzutage gelebt wird? – Ich formuliere dazu fünf Thesen in einer *wissenssoziologischen* Sichtweise.

These 1: «La famille n'existe pas»

Ich lasse mich zunächst von einem Satz inspirieren, den der Künstler Ben Vautier als paradoxes Motto für den Schweizer Pavillon der Weltausstellung in Sevilla 1992 formuliert hat. Der Satz soll hier einleitend deutlich machen: Von *der* Familie zu reden und zu schreiben ist problematisch. Die Beispiele des Prologs verweisen auf die aktuelle Mannigfaltigkeit der Sachverhalte und der Begriffe. Ebenso zu bedenken sind die Veränderungen im Laufe der Zeit. Ist dennoch von *der* Familie die Rede, namentlich in den Feldern der Politik und der Moral, gerät man in den Sog von Vorstellungen, laut denen es eine Urform

von Familie gibt, an der man sich zu orientieren hat. Auf diese Weise wird letztlich Familie als von der Natur vorgegeben betrachtet, zu einem Wert überhöht und gewissermassen verdinglicht.

Wer so argumentiert, treibt *Familienrhetorik*, also ein öffentliches oder privates Reden darüber, das fest- und vorschreibt, was Familie ist und sein sollte, was „richtigerweise“ Familie ist. Dabei werden Beschreibung und Wertung vermengt. Im Umkehrschluss wird festgelegt, was *nicht* als Familie gelten darf. Diese Rhetorik wird überdies dadurch verstärkt, dass die Familie oft als eine Art Sehnsuchtsort für eine heile Welt gesehen, ja beschworen wird, geprägt von Harmonie und Geborgenheit.

Eine Variante von Familienrhetorik kann man in persönlichen Gesprächen beobachten. Hier stützen sich die Argumente oft auf individuelle Berichte des Erlebens von Glück oder Unglück und dienen dazu, Auffassungen über das, was Familie ausmacht, zu begründen; wer die Berichte bezweifelt, stellt die Integrität der Sprechenden in Frage. Eine andere Variante von Familienrhetorik argumentiert mit Trends, so etwa mit der Redeweise „immer mehr...“. Sie suggeriert eine generalisierende Unausweichlichkeit der Entwicklung und schliesst daraus auf eine faktische Normativität. Gegenläufiges, Widersprüchliches und überhaupt die Mannigfaltigkeit familialer Lebensweisen kommen dabei zu kurz.

Die neuere Sprachphilosophie hat gezeigt, dass wir beim Reden und Schreiben meistens nicht nur feststellen, sondern auch bewerten. Das gilt in besonderer Weise, wenn es um Familiales geht, denn es betrifft unsere Lebensführung und deren Rechtfertigung. Darum liegt es nahe, zu fragen: Können wir überhaupt über Familie reden ohne zu werten? Vermutlich kaum. Doch wir können uns das Werten bewusst machen und das Normative zur Sprache bringen.

Mit Blick auf Praxis und Politik heisst dies: Vielleicht ist Familienrhetorik unvermeidlich, doch wir können sie durchschauen. Welche Rolle spielt dabei die Literatur? Eine wichtige Einsicht lautet jedenfalls: Familie *ist nicht!* Sie ist kein Ding, auch keine Überperson, die handelt, genauso wenig wie der Staat oder die Gesellschaft. Familie wird mannigfaltig gelebt, erlebt und verstanden.

These 2: Familiäre Mannigfaltigkeit gibt es seit Menschengedenken

Es gibt keine urkundlichen Berichte über die Anfänge der Menschheit. Darum ist es müssig, nach einer Urfamilie zu suchen, um daraus normative und moralische Folgerungen abzuleiten (wie das in einfachen naturrechtlichen Argumentationen geschieht). Tragfähiger, auch und gerade im Hinblick auf „Familien heute“, ist die These: Den Menschen ist als Menschen von Anfang an *Natur* ebenso wie *Kultur* eigen. Um zu überleben, müssen sie das Leben gestalten, und dies geht einher mit der Fähigkeit, es zu *erleben*, also zu erfahren, zu bedenken und zu besprechen. Das erfordert überdies den Umgang mit Zufälligem und Unerwartetem, also mit Kontingenzen. Sie sind Anlass unter-

schiedlicher Deutungen und Sinngebungen des Lebens, insbesondere religiöser Art. Darum ist es angemessen anzunehmen: Schon in den frühen Anfängen von Familie ist *Mannigfaltigkeit* angelegt.

Ich recurriere hier auf die anthropologische Idee der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur. Sie beinhaltet die scheinbar paradoxe Einsicht, „Familie“ bezeichne eine in der Natur des Menschen angelegte kulturelle Aufgabe. Sie lässt sich als Gestaltung der für das individuelle und das gemeinsame Leben und Überleben unabdingbaren menschlichen *Generativität* verstehen, also der generationenübergreifenden Vor- und Fürsorge, der Erfahrung menschlichen Aufeinander-Angewiesen-Seins. Im Spannungsfeld von Natur und Kultur konnten und können diese praktischen Aufgaben auf vielfältige Weise erfüllt werden. Die Varianten ergeben sich durch die unterschiedliche Umgebung sowie durch die Organisation der Lebenswelten; sie sind beeinflusst von den Erfahrungen der Menschen und dem Wissen, über das sie verfügen, ferner von der Deutung der Zufälligkeiten menschlichen Lebens.

In dieser spannungsvollen, offenen Dualität von Natur und Kultur sind im individuellen und gemeinschaftlichen Erleben Differenz, Verschiedenheit und Pluralität angelegt, um heute geläufige Stichworte zu verwenden und finden sich bereits in den Anfängen menschlicher Generativität. Überdies birgt grundsätzlich jede Familiengründung in sich die Möglichkeit eines *eigenen* Anfangs. Generativität ist nicht nur individuell, sondern auch für die Gemeinschaft bedeutsam. Darum erfordert sie Regeln in Form von Bräuchen, Sitten und Recht. Ihre Geltung und Wirkung wiederum sind abhängig von Wissen, Einfluss, Macht und Herrschaft sowie politischem Streit.

Was somit der Prolog als Mannigfaltigkeit familialen Lebens vergegenwärtigt, ist an und für sich nicht neu. Doch es ist auch nicht eine Wiederkehr des ewig Gleichen. Treffender ist es, diese Mannigfaltigkeit als Ausdruck dessen zu verstehen, wie Menschen heute versuchen, Familie sinnstiftend und erfolgreich zu leben, wie sie die damit zusammenhängenden Aufgaben gestalten wollen und wie sie dies tun können.

These 3: Familien entfalten sich in und um Generationenbeziehungen

Diese These rückt für das Verständnis von Familie die Gestaltung von Generationenbeziehungen ins Zentrum. Sie ist die Alternative zum (kirchlichen) Lehrsatz, die Familie gründe in der Ehe. Er deckt sich auch mit dem Modell des Nacheinanders von: Bekanntschaft – Verlöbnis – Heirat und Haushaltsgründung – Elternschaft. Doch dazu gab und gibt es viele Varianten.

Dass ihre Pluralität heutzutage das Bild massgeblich prägt, hat mehrere Gründe. Zunächst ist daran zu erinnern, dass Familie und Verwandtschaft in ihrer Gestalt massgeblich durch Wanderungsbewegungen beeinflusst werden. Die dadurch entstehende Vielfalt wird in den Familien durch Unterschiede im Erle-

ben der Lebenswelten zwischen den Altersgruppen beeinflusst. Sie betreffen auch – und oft sehr spannungsvoll – den Umgang mit Brauch und Sitte und sind von den Möglichkeiten der Ausbildung und der sozialen Teilhabe geprägt.

Wir wissen heute über die Verschiedenheit privater Lebensformen besser Bescheid als zu Zeiten, da es weder Fernsehen noch sozialen Medien gab. Beides verstärkt überdies die Bereitschaft vieler Menschen, Privates und Persönliches öffentlich kundzutun. Minderheiten verschaffen sich so politisches Gehör. Dadurch erhöht sich der Eindruck der Mannigfaltigkeit. Wer heute über Familie nachdenkt und schreibt, kann nicht umhin, ihre Darstellung in den Medien und deren Folgen zu beachten. Hier zeigt sich überdies eine Verzahnung mit der Literatur.

Ein wesentlicher, oft übersehener Aspekt betrifft die Familiengründung. Um etwas weiter auszuholen: Angesichts der sich über Jahrtausende erstreckenden Geschichte der Menschheit ist an die erstaunliche Tatsache zu erinnern, dass in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch die Zusammenarbeit von Medizin und Demographie entdeckt wurde, in welchem Zeitraum des weiblichen Zyklus eine Befruchtung überhaupt möglich ist. Nochmals Jahrzehnte dauerte es bis zu einer weitgehend sicheren Empfängnisverhütung, obgleich diese schon seit dem Altertum angestrebt wurde. Hinzugekommen sind die Praktiken der Reproduktionsmedizin. Beides hat in unserem Kulturraum und darüber in weiten Kreisen dazu beitragen, die Bedeutung eines Kindes für die Persönlichkeitsentfaltung von Mutter und Vater hervorzuheben und zu thematisieren. Allgemeiner noch: Die Entwicklungen in den Feldern der Medizin, der Hygiene und der Ernährung haben sozusagen alle Aspekte menschlicher Generativität verändert. Häufig geschah dies offensichtlich zum Besseren. Es entstanden neue Freiräume des Entscheidens, die indessen auch neue Herausforderungen beinhalten. – Diese und weitere Sachverhalte sprechen dafür, Generationenbeziehungen zum zentralen Bezugspunkt der Analyse familialer Lebensformen zu machen und dabei den demographischen Begriff der Generativität sozial- und kulturwissenschaftlich zu erweitern:

- In einer ersten Verallgemeinerung lässt er sich mit der Vorstellung verknüpfen, dass Menschen an sich die Fähigkeit haben, die Existenz nachfolgender Generationen in ihr Denken und Handeln kontrollierend miteinzubeziehen.
- Zweitens können Menschen das Wohl nachfolgender Generationen reflektieren und entsprechend handeln. Dies lässt sich als Verpflichtung und Verantwortlichkeit für den Einzelnen und sinngemäss für soziale Institutionen postulieren.
- In neuerer Zeit wird überdies vermehrt thematisiert, dass die Jüngeren individuell und kollektiv ein Bewusstsein für das Wohl der Älteren entwickeln können und dies politisch gefordert wird.

Dementsprechend lässt sich *Generativität definieren* als die menschliche Fähigkeit, individuell und kollektiv um das gegenseitige Angewiesensein der Generationen zu wissen, folglich im individuellen und kollektiven Handeln umsetzen zu können und zu sollen. Darin liegen grundlegende Anstösse und Kräfte für das

Verständnis des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens. Ob sich jemand für oder gegen Familie entscheidet, aus welchen Gründen und in welcher Form auch immer, beinhaltet existenzielle Antworten über den Sinn des Lebens. Sie konkretisieren sich in Ereignissen und Lebensweisen, wie sie im Prolog angesprochen werden. In soziologischer Perspektive lässt sich Generativität als das *proprium* von Familie bezeichnen.

These 4: Generativität begründet Lernen und Identitäten

Diese These mag auf den ersten Blick an den alten familienwissenschaftlichen Lehrsatz erinnern, Familie sei die primäre und somit wichtigste Instanz der Person- und Sozialwerdung des Einzelnen. Zwar war und ist die Familie nicht in allen sozialen Milieus der bevorzugte soziale Ort von Lernen und Entwicklung. Dennoch spricht vieles dafür, die Prozesse des Lernens zwischen Müttern, Vätern und ihren Kindern, ebenso wie auch jene zwischen Grosseltern und Enkelkindern, sinngemäss als *prototypisch* für Sozialisation zu verstehen. Dabei wird die anthropologische Denkfigur der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur übersetzt in die Formel der wechselseitigen Bedingtheit von „nature and nurture“. Sie überwindet die lange Zeit heftig geführten Kontroversen über die genetische Determination von Intelligenz. – Allerdings taucht sie neuerdings im Gewand eines neurobiologischen Fundamentalismus wieder auf.

Die Generationenperspektive schärft den Blick dafür, dass die Beziehungen zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern – als einzige menschliche Beziehungsformen – grundsätzlich unauflösbar sind. Das ist selbst dann der Fall, wenn sie nicht persönlich gelebt werden. In dieser Unauflösbarkeit ist angelegt, Familie als sozialen Ort zu verstehen, in dem in besonderer Weise *Verlässlichkeit* erfahren werden kann. Damit ist gemeint, dass ein Mensch lebenslang erfahren kann, dass ein anderer ihn akzeptiert und schätzt, wie auch immer er oder sie sich entwickelt und verändert, komme was wolle. Verlässlichkeit ist der Treue verwandt, jedoch spezifisch auf die Person und die Lebensumstände bezogen. Doch Verlässlichkeit hat auch eine Kehrseite, nämlich Abhängigkeit. Sie kann dazu führen, dass die Beziehungen und letztlich die Beteiligten sich gegenseitig „instrumentalisieren“.

Eltern-Kind-Beziehungen sind Glieder einer *Generationenfolge*. Darin lässt sich Grundsätzliches über das institutionelle Angewiesensein von Jung und Alt erkennen. Es geht mit den Paradoxien von Autorität einher. Sie bestehen darin, dass Eltern (und Lehrpersonen) angesichts der sich erst entwickelnden Fähigkeiten der Kinder in gewissem Masse stellvertretend und voraussehend für diese deren Lebenssituation gestalten müssen, gleichzeitig aber auch von ihren persönlichen Interessen und Fähigkeiten beeinflusst sind.

Generationenbeziehungen in den Familien sind in gewisser Weise auch *prototypisch* für *Lernen*. Es hat viele Gesichter. Es kann den Erwerb von Wissen und

Fertigkeiten beinhalten. Dies ist im Fokus elementarer Lerntheorien, die Mechanismen von Anregung und Antwort sowie von Belohnung und Bestrafung beschreiben und analysieren. Lernen geschieht oft mimetisch, also durch Nachahmung. Doch wenn es um mehr als nur simple Sachverhalte geht, kommen Emotionen, Motivationen und Widerstände mit ins Spiel. Überhaupt, wenn es darum geht, was übergreifend mit Leben lernen bezeichnet werden kann und wenn es um das Lernen des Lernens geht, handelt es sich um ein Geschehen, das die abwägende Auseinandersetzung mit persönlichen (Lebens-)Erfahrungen beinhaltet. Einzubeziehen sind auch die Erfahrungen Dritter, die direkt oder indirekt den Lernenden vermittelt, ihnen angetragen oder gar aufgezwungen und von diesen kritisch geprüft und akzeptiert werden können. So werden erlernte Erfahrungen bekräftigt, hinterfragt oder ersetzt.

Das alles trifft für das Lernen in Familien in ausgeprägtem Masse zu. Einen besonderen Beiklang erfährt es, weil es oft in Feldern des Intimen geschieht. Es erfordert die Auseinandersetzung mit dem Unerwarteten, mit Glück und Unglück, mit Freud und Leid. Solches Lernen beinhaltet den Umgang mit dynamischen Differenzen vor dem Hintergrund des Gemeinsamen. Nicht nur lernen die Jungen von den Alten, sondern auch die Alten von den Jungen, und sie lernen gemeinsam, indem sie sich mit dem überkommenen Erbe zustimmend, kritisch und kreativ auseinandersetzen. Menschen können sich auf diese komplexe Weise das Erbe – mehr oder weniger – aneignen, es zu einem Teil ihres Selbst machen. Das ist eine Facette der Entwicklung einer persönlichen Identität.

These 5: Familiales Handeln ist ambivalente Praxis

Dieser Leitsatz enthält mit *Praxis* einen Begriff, der im Alltag selbstverständlich ist. In den neueren Kulturwissenschaften hat er zusehends an Aufmerksamkeit gewonnen. Hervorgehoben wird zum einen, dass praktisches Handeln oft körperlichen Einsatz erfordert. Er verknüpft sich mit der Lösung von konkreten Aufgaben. Das ist offensichtlich etwa beim Zubereiten einer Mahlzeit oder beim Einrichten einer Wohnung. Das Erleben von Körper und Leib ist kennzeichnend für die Intimität, die im familialen Handeln allgegenwärtig ist.

Zum andern haben Praxen, weil sie sich wiederholen, oft den Charakter von Ritualen. Sie beruhen also auf Gewohnheiten und Routine. Bei alledem müssen sie sich bewähren, und es ist notwendig, dass die Handelnden sie akzeptieren, umsetzen, modifizieren und sich zu eigen machen. Sie sind – um ein anderes Bild heranzuziehen – ein mehr oder weniger fester Kitt des Alltags, der diesen zusammenhält, ihn sogar härten lässt. Praxen sind der Vorstellung einer Prägung verwandt, wie sie der Begriff des Habitus ausdrückt. Eine Praxis wird gelehrt und gelernt, oft sogar unter Zwang oder weil die Umstände keine Alternativen zulassen. Doch in dem Verständnis, das ich dem Begriff der Praxis hier zuschreiben möchte, ist vorgesehen, dass eine solche individuell bedacht und mitgestaltet wird. Sie kann das Einfallstor für Subjektives sein. Es bestehen

Doppeldeutigkeit und Zweiwertigkeit, wobei zwar die Routinen dominieren, jedoch prekär bleiben. Denn Praxen sind grundsätzlich eingespannt zwischen Altem und Neuem. Sie werden befolgt und begründet, weil sie sich sowohl bewährt haben als auch umstritten sind, wenn sie tatsächlich oder vermeintlich aktuellen Bedingungen und Ansprüchen nicht genügen. Praxen schwanken oft *ambivalent* zwischen Beharren und Verändern.

Dieses Hin und Her und diese Offenheit sind kennzeichnend für die Art und Weise, wie heute Familie gelebt wird und gelebt werden kann. Wenn in soziologischen Texten von Erziehungsstilen oder familialen Normen und Werten die Rede ist, werden indessen deren Dynamik, Offenheit und Unbestimmtheit häufig übersehen. Demgegenüber legt ein elaboriertes Verständnis von Praxis die Einsicht nahe, dass das Familienleben gleichzeitig stabil, in Bewegung und oft widersprüchlich ist. Daraus folgt: „Familie“ ist eine sich immer wieder stellende Aufgabe, die sich stetig verändert, auch hinsichtlich des damit einhergehenden Wissens.

Handeln in familialen Beziehungen zeigt sich in dieser Sicht als Feld, in dem sich täglich die gesellschaftlichen Widersprüche und die sich daraus ergebenden gegensätzlichen Ansprüche an die Familie zeigen. Offensichtliche Beispiele sind in der heutigen Wirtschaftsordnung etwa das Schwanken zwischen Beruf und Elternschaft, die Vereinbarkeit von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit und – am anderen Ende des Familienzyklus – die Organisation häuslicher vs. institutioneller Pflege der Eltern. Die Themen sind bekannt, ebenso die Strategien für Lösungen. Man kann dieses alltägliche Hin und Her unter dem Gesichtspunkt möglicher Konflikte betrachten, indem es darum geht, sich mit Gegensätzlichem auf seine eigene Weise zu arrangieren und es auszuhalten. Damit kommen letztlich persönliche Gefühle, Gedanken und Bewertungen ins Spiel. So gesehen sind sie nicht einfach störend, lästig, sondern den einzelnen Menschen als Person herausfordernd. Sie verweisen auf Prozesse des Suchens, können Belastungen und Chancen beinhalten.

Dafür bietet es sich an, von *Ambivalenzen* zu sprechen. Damit führe ich in meine Argumentation einen Begriff ein, der umgangssprachlich als Ausdruck von Zwiespältigkeit, als Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit verstanden wird. Bei näherem Zusehen und dem Versuch einer *Definition* zeigt sich, dass er geeignet ist, mehr zu erfassen, nämlich Erfahrungen des Umgangs mit polaren Gegensätzen im Denken, Fühlen, Handeln und der Beziehungsgestaltung. Ambivalenzerfahrungen weisen in dieser Sichtweise eine spezifische zeitliche Dynamik auf, nämlich des Hin und Her, des Zauderns und Zögerns, des Innehaltens, eines «reculer pour mieux sauter». Die Relevanz zeigt sich im Verständnis persönlicher Identität. Dabei können Menschen in grösserem oder geringerem Mass die Fähigkeit haben, für Ambivalenzen sensibel zu sein, sie dementsprechend zu erleben, zu erkennen und mit ihnen umzugehen. *Ambivalenzsensibilität* beinhaltet des Weiteren, sich aus den Zwängen einer eindeutigen, sozusagen geradlinigen Rationalität befreien zu können, alternative Möglichkeiten zu bedenken, sich

selbst und anderen Zeiten des Wartens zuzugestehen. So werden der Möglichkeitssinn und (soziale) Kreativität aktiviert.

Vieles spricht dafür, dass familiäre Aufgaben und familiales Leben, ob gemeinsam oder getrennt, reich an derartigen *konstruktiven* Ambivalenzerfahrungen sind, diese also – in einem mehrfachen Sinne des Worts – zu kultivieren sind. Allerdings ist Familie auch der Ort *destruktiver* Ambivalenzerfahrungen und Umgangsweisen damit, also solcher, die das Handeln, das Zusammenleben und die Persönlichkeitsentwicklung hemmen und beeinträchtigen. Man könnte darin so etwas wie eine Meta-Ambivalenz von Familie sehen.

Diese Ambivalenzerfahrungen des Familienalltags werden in gewisser Weise durch den öffentlichen, also den institutionellen Charakter von Familie bekräftigt. Das zeigt sich in der sogenannten *Familienpolitik*. Diese hat – einfach gesagt – den Zweck, bestimmte Formen der Gestaltung familialer Aufgaben zu fördern und sie dadurch anzuerkennen. Das wiederum kann die Diskriminierung bestimmter Verhaltensweisen beinhalten. Pointiert formuliert könnte man sagen: Familienpolitik ist neben Brauch, Sitte und Recht ein weiteres institutionelles Mittel, Familie zu definieren. Dies geschieht verzahnt mit familialen Praktiken. Da indessen gleichzeitig die Legitimierung von Familienpolitik generell und in ihren konkreten Instrumenten wie monetäre Unterstützungen sowie Beratungen ihrerseits umstritten sein kann, werden die Ambivalenzpotenziale im Feld des Familialen vermehrt und verstärkt. Das kommt indessen in soziologischen Analysen selten und noch seltenerer in Familienromanen zur Sprache. Doch sie gehören zum Bild von „Familien heute“.

Bilanz

Familie lässt sich in soziologischer Perspektive somit als in der menschlichen Natur angelegte Kulturleistung verstehen, die sozial immer wieder neu zu gestalten ist. Im Fokus ist das übergreifende sinnstiftende Potenzial familialer Aufgaben für den Einzelnen und das soziale Zusammenleben. So gesehen lassen sich Familien verstehen als institutionalisierte Lebensformen, die auf die Gestaltung menschlicher Generativität hin angelegt sind, und die der gesellschaftlichen Anerkennung bedürfen.

Der mehrfachen Pluralität, den damit einhergehenden Möglichkeiten und Normierungen entspricht auf der Ebene des praktischen Handelns die Erfahrung unterschiedlicher Spannungsfelder, mit denen Familie gelebt und gleichzeitig immer wieder in Frage gestellt wird. Es bietet sich an, sie ihrerseits als Ausdruck widersprüchlicher gesellschaftlicher Bedingungen zu analysieren, unter denen heute die familialen Aufgaben gestaltet werden können und müssen. Man könnte von einem bio-sozio-kulturellen Verständnis von Familie sprechen. Dieses thematisiert, inwieweit wir Menschen fähig sind, die uns eigene Generativi-

tät zwischen Geburt und Tod sowie darüber hinaus unter Bedingungen postmoderner Gesellschaftlichkeit zu begreifen und zu gestalten.

Gleichzeitig kann angenommen werden, dass wir uns in der Gestaltung dieser Aufgaben als individuelle sowie gemeinschaftsfähige Subjekte zu erfahren und zu verstehen vermögen. Diese menschliche Subjektivität zeigt sich im Umgang mit Ambivalenzen und ist darum letztlich nicht vollständig zu fassen. Sie verweist auf ein Verständnis menschlichen Lebens und Erlebens, worin Offenheit zugleich Chance und Last ist. Weil es in den Familien philosophisch-abstrakt und alltäglich-konkret um eben dieses Menschsein geht, mag es angemessen und fruchtbar sein, die Idee einer immer wieder zu bedenkenden *Unergründlichkeit von Familie* zu erwägen. Vielleicht liegt gerade darin der faszinierende Eigensinn von Familie. Er verbindet sich mit der Vorstellung einer Unergründlichkeit menschlicher Subjektivität.

Transdisziplinäre Fragestellungen: Was haben Familiensoziologie und Familienroman gemeinsam?

Auseinandersetzung mit Normalität

So geläufig und selbstverständlich das Wort „Familie“ im Alltag ist, so vielfältig sind die tatsächlichen Lebensformen, die Erlebensweisen, die faktischen und die normativen Begrifflichkeiten. Sich dieser Mannigfaltigkeit transdisziplinär anzunähern ist anspruchsvoll. Inwieweit trifft dabei zu, dass – allgemein gesprochen – in soziologischer Perspektive das *Typische*, literarisch indessen das *Individuelle* im Vordergrund steht?

Demographie und Demoskopie, die bevorzugten Methoden weit ausholender *soziologischer* Beschreibungen, halten ein reiches Instrumentarium an Kategorien bereit, ausgehend von offensichtlichen personenbezogenen Merkmalen wie Geschlecht, Alter und von kollektiven Zuordnungen wie Nationalität, Wohnort, Kanton und Region. Problematisch und dementsprechend bisweilen umstritten ist das Erfassen persönlicher Daten wie z.B. Religion bzw. Konfession und sexuelle Orientierung. Die so dokumentierte Vielfalt vervielfacht sich in der Verknüpfung der Daten, und eine noch weitere Stufe der Pluralisierung zeigt sich im Vergleich der Populationen und in historischen Rückblicken. Spiegelbildlich dazu differenziert sich das Bild durch die Ergebnisse von Befragungen in ausgewählten Populationen und durch Fallstudien. Doch in der Präsentation und der Diskussion dominieren die Häufigkeiten und die sich daraus ableitbaren Vergleiche.

Ihnen ist – so meine *These* – mehr oder weniger offensichtlich eigen, dass sie sich letztlich an Vorstellungen von *Normalität* orientieren. Das ergibt sich aus einer den soziologischen Analysen inhärenten Pragmatik: Sie thematisiert das Wechselspiel von Praxis und gesellschaftspolitischer Regulation. Diese kann direkt und indirekt entweder die relativ strenge Gestalt staatlichen Ordens oder

die milderen Formen des – oft stillschweigenden – Tolerierens annehmen. Soziologische Familienanalysen waren und sind – zwar nicht immer, jedoch häufig – im Bannkreis eines Denkens, in dem das Häufige und das – sogenannte – Normale sich vermengen. Zugleich kann es auch um Auseinandersetzungen darüber gehen, was als richtig gelten soll. Dies wird verstärkt durch die bereits erwähnten Idealisierungen von Familie als heile Welt.

Die *literarischen* Darstellungen scheinen auf den ersten Blick anders gestrickt. Meistens stehen individuelle Schicksale und subjektives Erleben im Vordergrund. Doch auf den zweiten Blick stellt sich die Frage, inwiefern dabei nicht auch Typisierungen im Spiel sind. Ob somit Vorstellungen von Normalität ein offenes, häufiger vermutlich ein verdecktes Thema von Familienromanen sind? Inwiefern tragen sie ihrerseits direkt oder indirekt zum öffentlichen Verständnis über das „Richtige“ bzw. das Abweichende, das Besondere bei? Findet sich Familienrhetorik auch in Familienromanen? Ist dies ein heuristisch fruchtbares Feld des Gattungsvergleichs und wie könnte es strukturiert werden, etwa anhand des Themas gerechten Vererbens?

Spannungsreiche Beziehungsgestaltung

Familiengeschichten sind – überwiegend – Beziehungsgeschichten. Doch was „ist“ eine Beziehung? Auch hier scheint die Geläufigkeit des Worts Inhalt, Bedeutung und Tragweite des Begriffs zu verdecken. Das trifft für beide Felder bzw. Disziplinen zu. Wäre es also fruchtbar, das mit Beziehung Gemeinte systematisch auszuleuchten? Meiner Einschätzung nach würden so beispielsweise grobe Vereinfachungen in soziologischen Erhebungen zu Tage treten, die Anlass für Zweifel der Gültigkeit einiger Analysen sein können.

Ansätze einer Soziologie *sozialer Beziehungen* finden sich zwar in den 1920er Jahren, so bei Max Weber und Leopold von Wiese, später in den 1960er Jahren sowie im Interaktionismus sowie in systemisch orientierten Theorien. – Ein fruchtbarer konzeptueller Bezugspunkt bietet sich an, soziale Beziehungen als selbstbezügliche institutionalisierte Interaktionen zu verstehen. Gemeint ist, dass sie entstehen und bekräftigt werden, wenn sich Verhaltensweisen zwischen zwei und mehr Personen wiederholen, die damit aufeinander reagieren und darauf rekurrieren und dieses Geschehen sozial gerahmt ist, also einem Kontext zugeordnet werden kann. Meistens geht das einher mit einer Versprachlichung, also mit Be- und Umschreibungen. Besonders deutlich wird das in den Bezeichnungen für soziale Rollen, lebensweltlich wie z.B. Mutter, Vater, ferner solchen, die funktional geprägt sind wie Lehrerin/Lehrer oder sich gruppenspezifisch charakterisieren lassen wie Leiterin/Leiter.

Die Dynamik von Beziehungen zeigt eine *doppelte Kontingenz*. Damit wird der Sachverhalt bezeichnet, dass eine Seite (*ego*) und die andere Seite (*alter*) im gleichen Kontext zum einen sowohl unterschiedliche Erwartungen aneinander als

auch zum anderen unterschiedliche Vorstellungen über die Erwartungen des anderen haben. Darin liegt indessen ein Moment von Unsicherheit, von Unbestimmtheit, also von Offenheit. Dieses Geschehen ist ein Anlass für die Erfahrung von Ambivalenzen, also eines Vaszillierens zwischen gegensätzlichen Optionen. Diese scheinen somit sozialen Beziehungen inhärent, folglich mehr oder weniger manifest zu sein. Eltern müssen also beispielsweise darauf gefasst sein, dass ihr Kind sich ihnen gegenüber sowohl gleich wie bisher als auch anders verhält, somit sowohl vertrautes als auch neuartiges Verhalten zeigt. Dasselbe trifft für eine Partnerschaft zu. – Als Faustregel gilt: je enger und vielfältiger, je intimer das Beziehungshandeln ist, desto weiter und markant ausgeprägter ist das Potential an Ambivalenzerfahrungen. Offensichtlich ist es in Familien besonders gross.

Ambivalenzerfahrungen sind somit ein markantes Element von Familienbeziehungen, mithin auch ihrer literarischen ebenso wie ihrer soziologischen Beschreibung. Dabei stellt sich die Frage, wie sich diesbezüglich die beiden Sichtweisen zueinander verhalten. Auf den ersten Blick liegt es – wie angedeutet – nahe anzunehmen, dass in literarischen Darstellungen die besondere Aufmerksamkeit der Vielfalt und den Besonderheiten gilt, im Unterschied dazu in soziologischen Analysen um Generalisierungen. Wie werden dabei Ambivalenzerfahrungen dargestellt und analysiert? In welcher Sichtweise: jener der unmittelbar Betroffenen, beteiligter Dritter oder Beobachtender? Werden sie eher verdrängt oder herausgearbeitet?

Was die Gegenüberstellung belastend vs. befreiend, also konstruktiv vs. destruktiv, betrifft, spricht eine erste summarische Bilanz für die Annahme, dass in der soziologischen Literatur Ambivalenzerfahrungen oft als erschwerend für die „Beziehungsqualität“ und das „Wohlbefinden“ charakterisiert werden. In literarischen Schilderungen werden hingegen häufig auch die sozial kreativen, förderlichen Aspekte ambivalenter Beziehungen thematisiert.

Hinzu kommen die spezifischen literarischen Möglichkeiten, Ambivalenzen mit Mitteln der sprachlichen und der poetischen Gestaltung zum Ausdruck zu bringen, also beispielsweise durch Wortschöpfungen, durch das Nebeneinander von Zeiten, durch unvermittelte Übergänge und durch unerwartete, überraschende Inhalte. In Familienromanen besonders wichtig ist ferner das gekonnte Spiel mit den Ambivalenzen der *Autofiktion*. Hier eröffnet sich ein fruchtbares Feld für inspirierende transdisziplinäre Analysen.

Suche nach Identitäten

So drängt sich schliesslich die Frage auf, ob es, ungeachtet der Unterschiede, sozusagen übergeordnet, abstrakt, eine Thematik gibt, die sich sowohl im Familienroman als auch in der Familiensoziologie ausmachen lässt? Ich mache dazu einen Vorschlag. Er lautet: In beiden Feldern, die Denken, Beobachten, Beschreiben und Schreiben erfordern, können wir Spuren eines nachdenklichen

Ergründens dessen finden, was mit *subjektiver Identität* bzw. dem *Selbst* gemeint sein könnte, worum es bei der Vorstellung der zugeschriebenen und der selbst erlebten Personenhaftigkeit von uns Menschen geht, wie es möglich ist, dass wir unseres Selbst bewusst sein können und unseres Fühlens, Denken und Handeln und die Gestaltung sozialer Beziehungen daran orientieren. Oder anders formuliert: Was beinhaltet es, „*ich*“ und „*du*“, „*wir*“ und „*ihr*“ zu sagen? Was folgt daraus, dass ich – exzentrisch reflektierend – von mir auch als „*er*“, wir von uns als „*sie*“ sprechen sowie schreiben können? Welche Prozesse des Identifizierens und des Spielens damit laufen ab? Nun ist dieser Aufsatz nicht der Ort, diese philosophisch-anthropologischen Fragen zu erörtern. Doch zumindest möchte ich – das Vorausgehende zusammenfassend – daraus *zwei heuristische Postulate* zur Diskussion stellen.

Erstens: Ein gemeinsamer Bezugspunkt der Literaturwissenschaften und den Sozialwissenschaften ist das „Problem der Identitäten“ (um den Titel von Karl Mannheims themenverwandtem Aufsatz „Das Problem der Generationen“ zu paraphrasieren). In der soziologischen Literatur sowie jener der Sozialpsychologie, der Psychologie und den daraus sich ergebenden Feldern therapeutischer und pädagogischer Praktiken nimmt dabei die Vorstellung einen herausragenden Platz ein, die dynamische Konstitution von Identitäten ergebe sich aus dem Erleben und Gestalten sozialer Beziehungen sowie deren institutioneller Einbettung. – In der Literatur und deren wissenschaftlichen Analysen hat die faktische und fiktive Darstellung sowie das oft verwirrende Spiel mit dem Ich von Autorin und Autor einen hohen Stellenwert.

Zweitens mache ich noch einen weiteren heuristischen Schritt und postuliere: In beiden Bereichen verbindet sich die Thematisierung und Problematisierung von Identitäten mit der teils offenen, teils verdeckten Darstellung von Ambivalenzerfahrungen. Daraus lassen sich zahlreiche fruchtbare Anregungen für die Forschung ableiten. Zugleich ergeben sich daraus Einsichten für die der Soziologie und den Literaturwissenschaften eigene Bedeutung sowie darüber hinaus für die allgemeine kulturwissenschaftliche Relevanz des Arbeitens über „Familien“.